

Online Sie dokumentierte die Szenen der Straße: Die Bilder der Fotografin Vivian Maier Abendblatt.de/vivianmaier

Die tausend Gesichter der Vivian Maier

Die Galerie Hilaneh von Kories zeigt erstmals in Deutschland Bilder einer unbekannt **Meisterin der Straßenfotografie**, die kürzlich entdeckt wurden

Selbstporträt der Fotografin mit ihrer Rolleiflex-Kamera. Fotos: Vivian Maier

TOM R. SCHULZ

⚡ Von Zeit zu Zeit erinnert das Leben daran, dass es selbst immer noch die besten Geschichten schreibt. In dieser Geschichte verknüpft es die Biografien zweier Menschen, die einander nie begegnet sind. Sie klingt wie ein Märchen, aber allem Anschein nach hat sie sich genauso zugetragen. Ein Mensch bewahrt den anderen vor dem Vergessen und wird dafür mit einem Schatz belohnt, den der andere im Laufe seines Lebens angehäuft und achtlos hinterlassen hat. Und dem einen fällt der Schatz nicht einfach in den Schoß; er muss ihn erwerben, um ihn zu besitzen.

Wenn sie freihatte, hängte sie sich die Kamera um den Hals und ging raus.

Maren Baylaender, Arbeitgeberin von Vivian Maier

Auf der Suche nach Illustrationsmaterial für eine geplante Veröffentlichung über die Gegend in Chicago, in der er Wohnraum vermittelt, gerät der junge Immobilienmakler John Maloof im Jahr 2007 bei einer Auktion an eine Kiste voller Negative. Er kauft sie für 400 Dollar – und ist bei der ersten Durchsicht enttäuscht. Wohl erkennt er ein paar Häuser und Straßenzüge, aber die Bilder zeigen überwiegend Menschen. Arbeiter, kleine Handwerker, Mittellose, Gestrandete, Hausfrauen beim Schwatz, Straßenszenen, alte Leute im Bus. Und immer wieder Kinder. Alles in Schwarz-Weiß. Kleidung, Autos und Ambiente lassen auf die 50er-Jahre schließen. Datierungen fehlen, ebenso der Name des Fotografen.

Sie war verschoben, ja, ungehobelt, und hütete ihre Privatsphäre

Malooof ist 26 Jahre alt, versteht etwas von Immobilien und hat von Fotografie keine Ahnung. Trotzdem rät ihm sein Instinkt, anderen Mitbürgern bei der Auktion ihre Kisten mit Negativen abzukaufen. Inzwischen hat er genug von diesen Arbeiten gesehen, um zu ahnen, dass sie was taugen. Nächstelag schiebt er Negativstreifen um Negativstreifen über den Scanner. In einem der Kartons entdeckt er 2009 schließlich doch einen Hinweis auf die Autorschaft der Bilder: Ausnahmsweise hat Vivian Maier da mal ihren Namen hingeschrieben. Malooof googelt ihn – und findet eine Referenz: eine Zeitungsnote über



Dieses Bild ist typisch für Vivian Maiers Blick, untypisch ist nur der Ort. Die Mädchen lassen das Seil auf einer Straße in Kanada kreisen.

Vivian Maiers Tod vor einigen Tagen. Nun stellt er über das Flickr-Portal eine Auswahl von Fotos ins Netz. Ob andere Straßenfotografen dazu bitte eine Einschätzung abgeben würden? Am nächsten Tag hat John Malooof 200 Antworten aus aller Welt. Darunter jede Menge seriöse Angebote für Ausstellungen, Fotobücher, ganze Dokumentarfilme.

Der Fund ist eine Sensation. Bis vor zwei Jahren kannte kaum ein Mensch Vivian Maier. Die wenigen, die Umgang mit ihr hatten, schildern sie als verschrobene, eigensinnige und ihre Privatsphäre rigoros abschirmende Frau. Zeit ihres Lebens erschien keines ihrer Fotos je in irgendeiner Zeitung, in irgendeinem Magazin. John Malooof rekonstruiert nun mithilfe seines Freundes Anthony Rydzon Bruchstück um Bruchstück der Biografie dieser geheimnisvollen Frau, die ihren spröden Blick auf manchen Selbstporträts festhielt. 1926 in New York geboren und aufgewachsen in Paris, kehrt sie mit Mitte zwanzig in die USA zurück, bleibt erst in New York und zieht dann nach Chicago. Im Englischen behält sie bis ins Alter einen französischen Akzent.

Beruf: Kindermädchen. Berufung: Fotografin des alltäglichen Lebens. „Wenn sie freihatte, hängte sie sich ihre Kamera um den Hals, setzte ihren Hut auf, zog Schuhe und Mantel an und ward den Rest des Tages nicht mehr gesehen“, erzählt Maren Baylaender, eine aus Hamburg stammende Dame, die schon lange in Chicago lebt. In ihrem Haushalt betreute Vivian Maier vier Jahre lang die behinderte Tochter des Herrn Baylaender. In ihr Zimmer ließ die Angestellte die Herrschaften nicht. Bis unter die Decke lagerte sie hier und im Keller Kisten mit Negativen und unentwickelten Filmrollen, außerdem Ordner im Dutzend mit Zeitungsausschnitten – und Fotobücher. Ganz ohne Vorbilder und Anregungen hat Vivian Maier ihre Streifzüge durch Chicago also nicht unternommen. Später stapelte sich das Material des Kultur-Messies mit den „grob Manieren“ (Maren Baylaender) in einem Lagerhaus. Als die Miete dafür überfällig wurde, kam es zur Zwangsversteigerung. Malooof schätzt den Bestand, den er mittlerweile zusammengekauft hat, auf 100 000 Aufnahmen, darunter auch Farbdias.

Wenn es mit rechten Dingen zugeht, ist er bald ein sehr reicher Mann. Denn die Fotos von Vivian Maier, von denen die findige Hamburger Galeristin Hilaneh von Kories ab morgen in Hamburg als Erste in Deutschland mehr als 80 fabelhaft geprintete Arbeiten zeigt, sind von tiefer Menschenliebe und einem unbestechlichen Blick für den rechten Zeitpunkt geprägt. Man wird förmlich aufgesogen von diesen intensiven, markanten Gesichtern, die Maier ganz überwiegend auf der Straße abgelichtet hat. Ihre Bilder sind mal Kurzgeschichten, mal brillante Sozialreportagen ohne Worte, entstanden ohne jeden Auftrag, zumindest ohne jeden Auftrag von außen. Für den Kurator des Chicago Cultural Centers, das jetzt im Januar Maiers Bilder zeigt, steht das Beste ihrer auf einer Rolleiflex entstandenen Straßenfotografie auf einer Stufe mit den Großmeistern der Kunst.

Was mag sie für ein Leben gehabt haben? Inzwischen erwachsene Kinder, die sie einst hütete, schildern Maier als eine Art Mary Poppins, unkonventionell und abenteuerlustig. Der „FAZ“ zufolge hat sie mal den Milchmann über-

redet, die Kinder in seinem Lieferwagen zur Schule zu fahren. Sie sei eine große Kingängerin gewesen und habe gern Männerkleider getragen. Von Liebschaften mit einem Vertreter egal welchen Geschlechts ist nichts bekannt.

Malooofs Wunsch nach einem Film findet viele Unterstützer

Auch sonst liegt noch vieles in ihrer Biografie im Dunkeln. Mit seinem Partner Rydzon und einem Profi aus Kopenhagen arbeitet John Malooof nun selbst an einem Dokumentarfilm, der die mysteriöse Fotografin einem größeren Publikum näherbringen soll. „Finding Vivian Maier“ lautet der Arbeitstitel. Geld dafür treibt er über das Internet-Sponsorenportal Kickstarter auf. Malooof bat um 20 000 Dollar Startkapital, bis gestern hatte er bereits Zusagen über 71 727 Dollar. Es scheint, als hätten noch ein paar andere Leute Freude an Geschichten, die das Leben schreibt.

Vivian Maier, „Twinkle, Twinkle, Little Star“, Vernissage am 27.1., 19 Uhr. Bis 28.4. Galerie Hilaneh von Kories (Bus 6), Stressemannstraße 384a, geöffnet Di–Fr, 14.00–19.00 u. n. V., T. 42 32 01 12

Nie war Zorn so komisch wie bei Georg Schramm

HAMBURG ⚡ Der Name seiner Selbsthilfegruppe passt ihm gar nicht: „Altern heißt nicht trauern“. Trauern? Lothar Dombrowski, renitenter Rentner par excellence, will nicht trauern, er will politisch etwas bewegen, im Kampf Arm gegen Reich ein Zeichen setzen. Nur, verdammt, welches?

Der Rentner Dombrowski ist die Paradefigur des Kabarettisten Georg Schramm, 61, der mit seinem neuen Programm jetzt im St.-Pauli-Theater gastiert. „Meister Yodas Ende. Über die Zweckentfremdung der Demenz“ zeigt Schramm, der zwölf Jahre als Psychologe in einer neurologischen Rehabilitationsklinik gearbeitet hat, in absoluter Bestform. Nie war Schramm bissiger, nie war er politischer, nie war er komischer.

Im Schlepptau Dombrowskis bringt Schramm seine anderen tragikomischen Helden auf die Bühne, den großsprecherischen Oberstleutnant Sanftleben und August, diesen verzweifelt-komischen Sozialdemokraten, der seine geliebte Frau aus dem Friedhofsklaun lässt, um sie im heimischen Schrebergarten zu verscharren.

Schramm verfügt über glänzende schauspielerische Fähigkeiten, seine sa-

tirischen Spitzen sitzen – egal, ob er über „Politiker, die ihre intellektuellen Sprechblasen in Talkshows entleeren“ wütet, über „bildungsferne Unterschichtsmännchen und junge Muselmännchen“, über den Afghanistan-Krieg, das Böse an sich, Testosteron in der Steinzeit, Stuttgart 21. Nie reizte Zorn mehr zum Lachen.

Im St.-Pauli-Theater herrschte Sportpalastatmosphäre

Und irgendwann gegen Ende des dreistündigen Abends geht es auch um den „Star Wars“-Meister Yoda – und auch um Demenz. Kein lustiges Thema, gewiss. Wenn Schramm aber von Demenzkranken im Altenheim erzählt, die eine Einladung zum Memory-Turnier erhalten, dann ist das nur noch bitter. Und brüllend komisch. Durch das St.-Pauli-Theater wehte denn auch fortan ein „Hauch von Sportpalastatmosphäre“, wie Schramm süffisant anmerkte. Im Publikum gab es da schon längst kein Halten mehr.

Dass alle fünf Abende mit Schramm ausverkauft sind, darf niemanden überraschen. Er ist der einsame Gipfel des deutschsprachigen Kabarets. (va)

Gefühle ohne großes Theater

Die Filme von Clint Eastwood zeigen ewige menschliche Dramen. In „Hereafter“ ist das auch so

ARMGARD SEEGERS

HAMBURG ⚡ Natürlich muss man sich den neuen Film von Clint Eastwood, „Hereafter“, anschauen. Obwohl er von Tod und Sterben erzählt, von einem möglichen Leben danach. Das sieht nicht unbedingt wie der Schlüssel zu einem lustigen Abend aus. Doch Eastwood ist immer ein Garant für eine saubere erzählte, fesselnde Geschichte, die nah am Menschen bleibt.

„Old school“-Kino also, ohne Monsterwellen, Freaks aus dem Weltraum oder sonst wie digital oder fantastisch aufgeblähte Figuren, die in etwa so realistisch sind wie ein Popstar ohne Groupies. Wer sich einen Film von Clint Eastwood ansieht, der bekommt einen Blick auf Menschen, der weder zynisch ist noch altersmilde, der aber schlicht und genau zeigt, was uns antreibt, verletzt, verzweifelt macht oder ehrlieh.

Es ist der Blick auf eine Gefühlswelt, die nie duseelig ist, nie säuselt oder etwas behauptet. Stattdessen wirkt er aufrichtig, schlicht und voller Verständnis. Im besten Falle auch wie Menschenliebe. Obwohl kaum einer seiner Helden liebenswert wirkt.



Schauspieler Clint Eastwood, 80, hat bei 30 Filmen Regie geführt. Foto: ddp

Clint Eastwood hat in den letzten Jahrzehnten die erstaunlichste Hollywoodkarriere hingelegt. 1976 inszenierte der Schauspieler seinen ersten erfolgreichen Film, „Der Texaner“.

Es ist das Gesicht, das die Zuschauer in einen Film hineinzieht

Als Regisseur von 30 Filmen ist er so vielfältig wie kein anderer. Er hat praktisch in jedem Genre ein filmisches Meisterwerk geschaffen, ob Liebeschmelze, mit ihm und Meryl Streep („Die Brücken am Fluss“), Musikfilm über den Jazz und Charlie Parker („Bird“), das Aufsteigerdrama aus dem Boxermilieu („Million Dollar Baby“), den sozialkritischen Film über Schuld und Kindesmissbrauch („Mystic River“) oder die Geschichte vom ver-

schlossenen, wütenden, aber bekehrbaren Einzelkämpfer („Gran Torino“) – ständig ändert sich seine Handschrift.

Und doch weiß er als erfahrener Schauspieler, dass das Gesicht die Zuschauer in den Film hineinzieht. Eastwoods Helden blickt man oft aus nächster Nähe ins Innere. Meist erkennt man dort Unruhe, Verstörung. Doch nie wird sie affektiert nach außen getragen. Als Zuschauer kann man sie vorsichtig ertasten. So geht seine Kamera vor, die Menschen umkreist, heraushebt, sichtbar macht. So lernen wir seine Helden kennen. Ihren Wunsch, einzigartig zu sein, unauffällig und gerecht.

In einer Zeit, in der kreischende Blondinen, dröhnende Männer und nervige Musik fast jeden Film ununterscheidbar dominieren, inszeniert Clint Eastwood seine Filme minimalistisch. Man braucht nicht das große Theater, um Gefühle zu zeigen, das weiß er. Hat er in seinem frühen Schauspielereben doch allein mit dem Zusammenkniffen der Augen für Todesverachtung gesorgt. Unbestechlich blickt er auf das ewige menschliche Drama.

Filmkritik im aktuellen LIVE-Magazin, Seite 6

Heimspiel für den König

Mit dem Wiener Burgtheater besucht Peter Jordan das Thalia – und wird gefeiert

HAMBURG ⚡ „Wir lähmen sie und grollen, wenn sie hinken.“ Human denkt dieser König im Konflikt mit den Fremden – und muss die Heimat trotzdem gegen innere wie äußere Feinde verteidigen. Doch was bedeutet Heimat heute? „Etwas, das wir uns erarbeiten müssen“, sagt Peter Jordan im Prolog der „Jüdin von Toledo“, dem Gastspiel des Wiener Burgtheaters am Thalia.

Unterm Kreuz sitzen die Christen zu Gericht über das jüdische Mädchen, das König Alfonso (Peter Jordan) betört und die Bürokratie und Machtdröngung des Staates stört. Regisseur Stephan Kimmig lässt die eifersüchtige Königin (Caroline Peters) ihr Todesurteil gleich zu Beginn fällen: Er rollt den Fall der „Judenschlampe“ vom tragischen Ende her auf und verlegt die Aufführung in einen Gerichtssaal. Bühnenbildnerin Katja Haß baute ihm dafür einen multifunktionalen Sitzungsraum – freudloser „Palast der Republik“ statt kastilischer Königssitz.

Jordan gelingt es, das Drama eines Mannes fern allen Pathos auszuspielen

Mit Yohana Schwertfegers aufsässig-verspieltem und gelocktem Wildfang Rahel bricht sprühendes Leben in Alfonsos Ehe-Langeweile und das steife Posieren des grauen Politikergeschäfts. Peter Jordan gelingt es, das Drama des Mannes zwischen den beiden Frauen, zwischen Leidenschaft und Vernunft; zwischen seinem Versprechen, was ihm anvertraut ist, auch zu schützen, und der Furcht, seine Ehe und Machtposition aufs Spiel zu setzen, mit einer Tragikomik fern allen Pathos eindringlich auszuspielen. Manche seiner Einsichten und Sätze überraschen durch die verblüffende Gültigkeit in den aggressiv und beinhart ausgetragenen Szenen einer (modernen) Ehe.

Doch können weder die Schauspieler noch der Regisseur manche Problematik und Ungereimtheiten des Stücks ausgleichen. Immerhin hält Werner Schwab feinfühlig die Figur des geldgierigen Juden und Vaters der ungleichen Töchter Rahel und Esther (Katharina Lorenz) frei von Karikatur. Und Stephan Kimmig liefert gerade in einigen kritischen Punkten Gedankenimpulse zu den Widersprüchen in der aktuellen Islam- und Integrationsdebatte – ohne nur blutleer vordergründiges Thesen-theater zu bieten. (-itz)

Da sprach sie, sang sie, hielt erstarrt inne

HAMBURG ⚡ Ein Liederabend ist ein Liederabend. Ein Liederabend. Kann aber auch mal zur Opernszene werden oder zur Talkshow. Die Sopranistin Annette Dasch hat im Kleinen Saal der Laeiszhalle die Genres munter gemischt: Statt den ersten Ton von Beethovens „Wachtelchlag“ zu singen, moderierte sie erst einmal an. Dass dabei die erwartungsvolle Spannung im Publikum gleich zu Beginn eine Delle bekam, machte sie mit ihrer bodenständigen Art der Kontaktaufnahme spielend wett. So kennen wir unsere Dasch.

Dem Ernst der Darbietung tat das keinen Abbruch. Das Programm kam ohne Selbstgänger wie „Winterreise“ oder „Dichterliebe“, überhaupt ohne Schubert und Schumann aus. Dasch ließ sich von dem instrumental geführten Gesangspart bei Beethoven nicht beeindruckt; mit Esprit und allen Nuancen jugendlichen Liebesüberschwangs beschwor sie mal Volksliedcharakter und mal eine kleine Opernszene. Für den intimen Tonfall der Lieder aus Brahms' op. 59 war ihr Zugriff mitunter sehr dramatisch, auch der Text war nicht immer zu verstehen – aber dann wieder zeigte sie nach bester Liedmanier die ganze Welt in wenigen Takten.

Größere Bögen zogen Dasch und ihr diskret-aufmerksamer Begleiter Ulrich Naudé im zweiten Teil bei Erich Korngold. Da wirkte Dasch mehr bei sich und zeigte ihre volle, tragende Tiefe. Und das Herz des Abends war der Zyklus „Nach-Fragen“ von Richard Beaudoin, 2008 komponiert für die Sängerin auf Auszüge aus Christa Wolfs Roman „Nachdenken über Christa T.“. Da sprach die Sängerin, sang staccato oder hielt erstarrt inne. So verband sich Beaudoins reiche Tonsprache mit den Prosapassagen zu einem Manifest des Wesentlichen. Gipflend in der Frage: „Lebst du wirklich, jetzt?“ (vzf)